Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 22 **Bremen-Berlin, den 28. Mai** **1904**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Trinitatis. Von Bittlinger. — Gedanken über Menschenleben. II. Von Ernst Baars. — Hausraths Lutherbuch. Von Professor H. Holtzmann. — Was versteht die Naturforschung heute unter „Zweckmäßigkeit"? II. Von Prof. Dr. Grosse. — Das Problem des Lenauschen Faust. II. Von Ulrich Buurman. — Japanisches Kinderleben. Von Otto Schmiedel. — Vom Büchertisch.

Trinitatis.

Trinitatissonntag haben wir heute, das Fest der heiligen Dreieinigkeit. Besagt das Wort, das der Inbegriff des Heiligen für viele Geschlechter war, noch etwas für uns? Ich glaube: ja! Es kann es und es soll es. Es ist ein schönes Gefäß für den Geist.

Man soll den neuen Most nicht in alte Schläuche schütten. Gewiß — wenn man neue Schläuche hat. Aber es scheint oft noch schwerer zu sein, neue Formen zu finden als neuen Inhalt. Wenn den Winzern ein überraschend trefflicher Jahrgang ward, lassen sie die Fässer des alten Vorrates auslaufen, um die neue Ernte zu bergen. Die Kraft Gottes in der Natur arbeitet schneller als der Böttcher. Das gilt auch vom Geiste.

Trinität — Zahlen sind gedankenarm und bloße Krücken des Geistes; die 3 ist nicht heiliger denn die andern alle. Dreieinigkeit sagen wir und übersetzen damit nicht nur, sondern deuten und deuten richtig. Dreieinigkeit — das ist kein Zahlenspiel, keine Zauberformel und Hexeneinmaleins, sondern das Sinnbild eines großen Gedankens. Es ist ein guter Ausdruck für das Geheimnis in der Religion. So war's ursprünglich.

Theologie und Philosophie der alten Zeit aber sahen ihren Beruf darin, das Geheimnis aus der Religion zu entfernen. So wurde auch aus der Dreieinigkeit eine verstandesmäßige Größe. Ursprünglich war's eine Zusammenfassung des Ungleichartigsten durch die unmittelbar anschauende Kraft des Glaubens. Zum ersten der ganze unendliche, ewige Gott, der in einem Lichte wohnet, da niemand zukommen kann, der nur durch wenige durchbrechende Strahlen sich mit uns verbindet. Zum andern der Mensch Jesus, in dessen Herzens Tiefe man hineinschaut, wie in eines klaren Baches Grund, und dessen Wille so deutlich gerichtet ist vor unsern Augen, wie der Lauf der Gestirne. Zum dritten der unpersönliche Geist, tausendfach zersplittert, in Millionen Herzen wirksam und lebendig. Drei ganz verschiedene Gedanken, nein — Erfahrungen der Seele und doch eine einheitliche Wirkung: wir finden Gott, wir werden seiner gewiß, die verborgene Wahrheit wird offenbar, die ewige Wesenheit sichtbar. Der Glaube drückte dies Erlebnis so aus: Die drei sind eins. Er spricht noch heute so. Er darf es, wenn er sich dessen bewußt ist, daß es nur ein schwacher Versuch ist, Erfahrung des Herzens, Gefühl, Kraft, kurz, eigentlich Unsagbares im Worte darzustellen.

Die Weltweisen aber erschraken vor dieser Barbarei des Gedankens und lächelten über diese Naivität. Sie machten aus jenen ungleichartigen drei drei Götter, einander ähnlich wie ein Ei dem andern. Die drei sind eins, sagten sie dann triumphierend, und alle Welt stimmte zu — es war so selbstverständlich.

Wir glauben noch heute an die Dreieinigkeit. Es ist das der ganz natürliche Ausdruck eines wesentlichen Glaubensgedankens. Aber eben es ist Glaube, es ist Ausdruck des Geheimnisses. Wir sehen in der menschlichen Persönlichkeit unseres Jesus eine klare Willensoffenbarung des ewigen Gottes, die sich durch den Heiligen Geist auswirkt in der Menschenwelt und auch in uns. Darum eröffnen wir den Gottesdienst im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Darum taufen wir die Kinder auf die Dreieinigkeit. Darum kennen wir keine bessere Fürbitte und Segenswunsch für Gemeinde und Christenheit als den alten Kanzelgruß: Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen!

Bittlinger.

Gedanken über Menschenleben.

Von Ernst Baars.

II.

Mir war, als ob ich zu den Menschen,
Zu ihrer Sorge, ihrem Schmerz,
In ihre Qual mich flüchten müßte.
Ich kam und fühlte, bebte, litt.
Ich sah die Schuld und das Verbrechen,
Die Reue schaut' ich und den Trotz.
Die Klagen rissen mir am Herzen —
Doch schlimmer drückt' mich, daß sie stumpf,
Im Frondienst, klaglos ihre Tage
Hinschleppten einem Lasttier gleich.
Warum, o Gott? Was soll dies Leben,
Dies Dasein ohne Licht und Trost?
Warum darf ich des Tags mich freuen,
Der ich nicht besser bin als sie?
Mich freuen? Ist mein Leben wert denn,
Daß ich zur Sonne juble auf?
Wer weiß, wie bald zertritt mein Glück auch

Des grausen Schicksals ehrner Fuß!
„Das Menschenleben — Müh und Arbeit,
Ein Hauch, ein Nichts, ein bunter Traum,
Dem Gras des Feldes gleich, das heute
Im Wind sich wiegt und morgen dorrt.
Ach lehre mich, Herr, daß ein Ende
Ich haben muß — Du weißt die Zeit —
Nur eine Hand breit meine Tage,
Ein Nichts vor deinem Angesicht.
Du strafst in heilgem Zorn die Sünder,
Und ihre Schöne wird verzehrt.
Wie sind so garnichts alle Menschen
Vor dir, dem allgewaltgen Gott!
Hör' mein Gebet, erhör' mein Flehen,
Vernimm mein Schreien, schweige nicht,
Laß ab von mir und laß mich fahren
Dahin, wo Nacht Erquickung ist.
Sieh meine Tränen, gib mir Antwort,
Lös von der Seele mir den Bann.
Entzeuch dem Pilger, deinem Knechte,
Entzeuch mir deine Gnade nicht.
Du schweigst, o Gott? So will auch ich denn
Dem Mund gebieten, stumm zu sein.
Ich beuge mich, in Demut schweigend:
Du bist der Herr, ich bin der Knecht!" —
So klingt es in den frommen Liedern
Aus Israels altheilgem Buch.
Es weht mich an wie stille Weihe,
Ich neig' das Haupt und . . . . füg' mich nicht!
Mein Inneres bäumt in wildem Trutzen
Sich gegen solches Schweigen auf.
„Zermalme mich, wenn du mich würdig
Des Fußes hältst, der mich zertritt.
Allein du schufest mich und gabest
Ein Leben mir voll heißem Drang
Nach Licht und Freiheit, Freud' und Mühe.
Das leb' ich, bis du's wiedernimmst.
Ich heb' mein Haupt dir stolz entgegen,
Ich schaue dir ins Angesicht,
Ich kann nicht wie ein Sklave winseln
Im Staub vor deiner Majestät." —
So gährt's in mir und vor mir sah ich
Am Boden stumm ein Menschenkind
Mit seinen Händen zitternd fassen
Auf seinem Nacken einen Fuß.
Der war so riesengroß, so eisern,
So unerbittlich regungslos. —
Ich schaut' empor und sah in Wolken —
Auf goldnem Thron ein Götterbild?
Nein, nein, kein Bild, nur glühende Blitze
Wie finstern Herrschers Augenpaar
Aus dichtem Nebel dräuend leuchten,
Und eine Stimme tönt' herab,
Wie ferner Donner zürnend Grollen:
„Willst rechten du mit dem Allmächtgen,
Du Ton nur in des Töpfers Hand?
Wer bist du, Erdenwurm von gestern?
Ich bin der Herr und du der Knecht!" —
Da wandt' ich mich in starrem Schrecken
Von Muhameds und Judas Gott.
Ich suchte Antwort und fand Schweigen,
Den Sinn des Lebens fand ich nicht.

Aus Nebelfernen grüßt vom Kreuze
Ein bleiches Totenangesicht,
Ein martervoll gestreckter Leichnam,
Der Christen heilig Kruzifix.
Ich kenn' es wohl. Von meiner Kindheit
Entschwundenen Tagen an vertraut
Ward mir der Anblick. In den Kirchen
Und an den Straßen grüßt' es mich.
Ich ging vorbei, bis man mich lehrte,
Daß es zu ehren Christenpflicht,
Daß Christi Kreuz der Welt Erlösung
Gebracht und ewigen Lebens Heil.
Ich habs geglaubt und hab' gelauschet
Mit Ernst und Andacht manchem Wort,
Das mir des Kreuzes schwer Geheimnis
Und Rätselsinn entschleiern wollt'.
Dann aber hab' ich mich mit Schaudern
Und zorndurchglühet abgewandt. —
Ich sah vor diesem Kreuze liegen
Im Aberglauben kindisches Volk,
Dem das Symbol Idol geworden,
Ein Fetisch wider kleine Not;
Ich sah's zum Herrscherszepter werden
In Priesterhänden, die's als Joch
Auf freier Menschen Nacken legten —
Auf deinen Nacken, deutsches Volk.
Ich sah es blutigrot, entsetzlich
In gottgeweihter Mörderhand,
An grausigen Gefängnismauern,
Beleuchtet von der Flammenglut
Der Scheiterhaufen, sah's als Schmuck
In fürchterlicher Folterkammer
Und ballt' die Hände und erschrak. —
Ich sah es dort, wo blöde Pfaffen
Dem Fortschritt fluchten und dem Licht,
Wo man die Dummheit pries als Glauben,
Vernunft als Teufelstrug verdammt'.
Ich seh noch heute es in Kirchen,
Wo man das Leben nicht versteht,
Wo man nur „Sünde, Sünde, Sünde"
Und „Gnade, Gnade, Gnade" stöhnt. —
Ich kann nicht atmen, wo die Phrase
So frömmelnd glatt vom Munde triest,
Wo man mir Christi Kreuz als Schlagbaum
In meinen Lebensweg will stelln.
Dort suche Antwort ich vergebens,
Dort find' des Lebens Sinn ich nicht.

Hausraths Lutherbuch.*)

Von Professor H. Holtzmann.

Vor allen anderen hat vorliegendes Werk den unbestreitbaren Vorzug, daß es gerade recht kam, ganz im geeigneten Moment erschien, als in selten hohem Grade zeitgemäß begrüßt werden konnte. Mit wahrer Wonne las man allenthalben, wo man durch Denifles Lästerbuch geärgert

*) Luthers Leben von A. Hausrath. Bd. 1. XII u. 573 S. Berlin, Grothe. 1904. 9 M.

war, die prächtige Vorrede, die in ungeschminkt kräftiger Sprache auf den groben Klotz den dafür geschaffenen Keil setzt. Aber auch die neuerdings auf protestantischer Seite beliebte, gebildet lautende und vornehm einhergehende Klage über „die Barbarei von Luthers Polemik" läßt unsern Verfasser kalt. „Verteidigt sich eine Kirche mit Scheiterhaufen, Kerker und Folterzangen, so sind die schnödesten Schmähschriften noch immer human genug." „Der sächsische Mönch wußte, welche Sprache er reden müsse, um seine Deutschen aus der stumpfsinnigen Verehrung des römischen Antichrists und aus ihrer schläfrigen Devotion gegen das tausendjährige Reich der Lüge und des Volksbetrugs aufzurütteln." „Sanfte Mahnungen, spottet er, halten die Pontifices für Komplimente und freuen sich, daß man vor ihnen bangt, sobald man nicht wagt, sie zu schmähen." „Die Erfolge, die Luther errang, hängen eng damit zusammen, daß er wußte, wie man mit den Deutschen zu reden habe. In ihm war genau so viel Irdisches, als nötig ist, um sich auf dieser Erde zu behaupten." Unwillkürlich erinnert man sich bei der Lektüre von S. XIII f. der Vorrede an § 166 des deutschen Strafgesetzbuches, welcher dergleichen Kundgebungen, wenn sie gegen die heutige römische Kirche gerichtet wären, als Beleidigungen ihrer „Einrichtungen" straffällig macht, während diejenigen Einrichtungen derselben Kirche, kraft deren es zu ihrem unabkömmlichen Wesen gehört, unsere Reformatoren als ruchlose Bösewichte beschimpfen zu sollen, sakrosankt und unantastbar bleiben.

Ja, Luther konnte zürnen und er konnte Worte finden, er konnte Worte aussprechen, wie sie der brennenden und sengenden, weltverzehrenden Glut dieses heiligen Zornes entsprachen und überall, wo sie gehört wurden, züngelnde Flammen auflodern ließen. „Wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein; da erfrischt sich mein ganzes Geblüt, mein Verstand wird geschärft und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen." Hier lag, wie er also selbst wußte, das Geheimnis seiner Kraft, und auch sein neuester Biograph betont nachdrücklichst diese entscheidende Seite seiner Begabung, „Luthers unendliche Überlegenheit in der Polemik, eine Überlegenheit, gegen die überhaupt kein Gegner aufkam, und die einen um so größeren Eindruck machte, als der Mönch absolut allein der kirchlichen Meute gegenüber stand." (S. 222.) „Mit Jauchzen sah die rat- und führerlose Nation plötzlich den Mann vor sich, auf den sie seit Jahren gewartet hatte, so deutsch, so fromm und so tapfer, wie sie ihn brauchte, und in seinen brausenden, donnernden, überwältigenden Schriften hörte jeder das Wort, das ihm so lange schon auf dem Herzen gelegen hatte, und das er nicht hatte finden können." (S. 223.) Und was dazu kam und ihn noch vollends unwiderstehlich machte, das war die geordnete Einfachheit im Kopf, die ihm den gesunden Hausverstand des Bürgers zuführte, und die religiöse Wärme im Herzen, die ihm alle frommen Seelen gewann. Auf diesem Punkte vornehmlich ruht die beredte Schilderung Hausraths gern aus; hier ist sie klassisch in hervorragendem Maße. Mit gar manchem wahrhaft liebenswürdigem, herzgewinnendem Zuge des Seelsorgers und Freundes überrascht sie uns gelegentlich. (S. 111 und 545.) „Kindlich treuherzig und politisch klug zugleich sind seine Ratschläge. Diese eigentümliche Mischung des klaren Menschenverstandes mit der einfältigsten Frömmigkeit übte einen Zauber, dem nur die ganz im alten Wesen Verhärteten widerstanden. Es ist immer der tiefe, metallne Klang eines reichen Gemüts, das in jeder Äußerung mittönt, verbunden mit dem Mutterwitz und praktischen Sinn, der nie die Wirklichkeit aus dem Auge verliert. Dazu kam sein sittlicher Zorn, der jeden mitriß, der sittlicher Empfindungen fähig war und vor dessen dämonischem Ungestüm alle bösen Gewissen scheu zurückwichen." (S. 342.) Mit dieser Wendung erst ist der Hauptpunkt berührt. „In ihm war ein Dämon, der ihn vorwärts trieb und über dessen geheimnisvolle Gewalt er selbst zuweilen nachdachte." „Ein unbekanntes Etwas, das stärker war als sein eigenes Herz, als seine Vorsätze und Versprechungen, hatte wie ein Dämon sich eingenistet in seiner Brust und trieb ihn vorwärts auf der schwindelnden Bahn, die zu den Höhen der Geschichte führt oder in den Abgrund." (S. 272.) Mit diesen Farben hat unser Verfasser das Bild des Luthers von 1517—23 gezeichnet, wie er war in jenen sechs Jahren, da im gleichen Schritt mit der Folgerichtigkeit seiner Angriffe auf das herrschende System sich auch seine innere Welt entfalten und aus der doch zunächst unscheinbaren Knospe der 95 Thesen wie eine neue Offenbarung der Gedankenreichtum der großen Reformationsschriften aufsprossen und ans hellste Tageslicht der Geschichte treten sollte.

Mit immer steigendem Interesse verfolgt man diese doch im Grunde meist allbekannte und oft genug dargestellte Entwicklung in dem Bilde, das hier ein mit Künstlerhand schaffender Gelehrter davon entwirft. Man wird ihm ohne Zweifel vorwerfen, daß er auf Ausstellungen, die an frühere Stücke, wie über Luthers Romfahrt, über Luther und Aleander gemacht worden sind, nicht näher eingegangen, daß er nicht hier mit Elze, dort mit Kalkoff usw. ins Benehmen getreten ist; man wird vielleicht hier und da auch einen verschriebenen Namen oder sonstigen Flüchtigkeitsfehler nachweisen, wie geschwächtes Augenlicht bei einem bald Siebzigjährigen solches begreiflich genug erscheinen läßt. Von „Ungenauigkeiten, über die die Gegner dann großen Lärm machten", hat ja auch seine Erzählung zu berichten (S. 473), und derartigen Kritikern sei im voraus gesagt, daß was gerade jetzt uns not tat, eben ein populär gehaltenes, ein lesbares, ein anziehend und virtuos geschriebenes, vor allem ein aufrichtig und rückhaltlos protestantisches Buch war. Wir sind dem Verfasser nur zu wärmstem Dank dafür verpflichtet, daß er allen gelehrten Kontroversen ausgewichen ist, sein Buch nicht mit Detailuntersuchungen belastet hat, zu deren Durchführung „ein Menschenleben nicht ausreichen würde". „Mein Wunsch war, das Bild Luthers herauszubringen" (S. XIV). Und das ist ihm ohne alle Frage in hohem Maße geglückt. Niemand, der ein Herz für die Sache hat, wird beispielsweise das ganze einundzwanzigste Kapitel, überschrieben „Luther auf der Wartburg", ohne Freude und Entzückung über das harmonische Verhalten und Zusammenwirken von Eigenschaften lesen, die hier den Theologen, dort den Künstler auszeichnen.

Ausdrücklich betone ich neben dem Künstler den Theologen. Welch eine ausgiebige Belehrung über das so komplizierte und so vielfach mißverstandene Wesen des Ablasses und über die Tragweite der damaligen, noch so gut katholischen Anschauungen Luthers gibt er uns im achten und neunten Kapitel, und wie verständnisvoll führt er uns gelegentlich der Besprechung der „babylonischen Gefangenschaft" und der „Freiheit eines Christenmenschen" in das eigentliche religiöse Geheimnis des Reformators ein, der hier fast zum Religionsstifter werden könnte. Andererseits fehlt es auch bei dem Hausrathschen Luther nicht an Rückzügen und Entgleisungen, an mißglückten Schritten und Selbstwidersprüchen. Man vergleiche nur das fünfzehnte Kapitel von der „Leipziger Disputation" und anderes. Aber die Gegner sorgen dafür, daß im devoten Klosterbruder immer wieder der Löwenmut erwacht. „Mit Fäusten förmlich stieß man den demütigen Mönch in eine Oppositionsstellung, die er gar nicht beabsichtigt hatte." (S. 181.) Und dazu noch kommt eine Erwägung, die man vielleicht bei Luther nicht gerade gesucht hätte. Er hat sie 1518 Trutvetter anvertraut (S. 211): „Ist es nicht besser, die Enthüllung des Betrugs geht von uns aus, als daß, wenn dem Volke schließlich doch die Augen aufgehen, wir als die Betrüger erscheinen?" Beherzigenswert auch später noch für diesen oder jenen Hochmögenden, der sich auf die kirchenpolitische Weisheit des Versteckspiels einläßt.

Schließlich sei noch auf einige charakteristische Spezialitäten dieses Lutherbildes hingewiesen, die im Gegensatz zu jener protestantischen Tradition stehen, die überall nur immer den Anfängen und Vorzeichen des Reformators nachspürt.

Aber „wir haben von dem ernsten Mönche auszugehen, der voll und ganz in der mittelalterlichen Frömmigkeit wurzelt. Aus seiner katholischen Vergangenheit haben wir ihn zu erklären, nicht aus seiner protestantischen Zukunft, sonst stellen wir die Dinge auf den Kopf". (S. 93.) Was zu einer solchen Umdrehung Veranlassung gegeben hat, geht freilich auf Luthers eigene Äußerungen über sein Erfurter Klosterleben (S. 22) und über seine römischen Eindrücke (S. 76, 91) zurück, wobei er aber seine schließlichen Erfahrungen als Maßstab zur Deutung unbestimmter Erinnerungen gebraucht haben dürfte. In Wirklichkeit ist für Luther die Reise nach Heidelberg entscheidungsvoller verlaufen, als die nach Rom. (S. 212, 215, 218, 340.) Weiterhin ist Hausrath geneigt, in der frühzeitigen Knickung seines Gemütslebens in Haus und Schule, in der Schädigung seines Nervensystems durch rohe Mißhandlung der Pädagogen die ausreichende Ursache seiner bekannten späteren Angstzustände zu finden, die sich dann auch in Schuldgefühle umsetzten. (S. 3 f., 21, 31 f., 36.) Man denkt fast an den guten Tristan, von dem sein Dichter singt: „Des Lernens Müh' und Zwang war aller seiner Leiden Anfang." Mir scheint Luther, später wenigstens, heftigen Reaktionen ausgesetzt gewesen zu sein, die teils von der angestammten katholischen Frömmigkeit her den kühnen Stürmer, teils aber auch von dem erreichten vorgeschobenen Posten aus den traditionell fühlenden Bremser bedrohten und verklagten. In der hier behandelten Periode seines Lebens tritt eine rückwärts stauende Strömung freilich nur ein bei den ersten Maßregeln nach der Rückkehr von der Wartburg, sofern solche „weit hinter die Linie zurückgingen, die er selbst in seinen Schriften als das zu erstrebende Ziel bezeichnet hatte". (S. 539.) Und hier gerade weiß das unser Verfasser in beredten und überzeugenden Worten als das zur Zeit einzig Mögliche und Zweckdienliche zu rechtfertigen, wobei er gelegentlich seiner launigen Stimmung Raum gibt gegen die populäre „Gassenpolitik" und gegen die Studenten, welche statt griechisch zu lernen und die Vorlesungen zu besuchen, „die soziale Frage lösten". (S. 529, 543.) Derartige persönliche Werturteile fallen hier und da einmal mit aktueller Bedeutung für die Gegenwart in das Gemälde einer Vergangenheit hinein, deren einzig großartiger Charakter als nachhaltigster Eindruck genußvoller Lektüre in jedem haften bleiben wird, der das Buch aus der Hand legt.

Was versteht die Naturforschung heute unter „Zweckmäßigkeit"?

Von Prof. Dr. Grosse.

II.

Dem Hasen im Kesseltreiben ist der Mensch vergleichbar:

„So auch in deiner großen Not,
Fliehst Menschenkind den bitteren Tod,
Bist du am Ziel in vollem Lauf,
So steht er da und fängt dich auf."

Bei des Fuchses Arglist heißt es:

„Dies darf den Guten nicht verwirren
Vom rechten Wege abzuirren.
Denn das muß er nicht überseh'n,
Das Böse wird zur Hölle geh'n.
Ist man dagegen gut und fromm,
Bläst einst uns die Posaune, komm!
So ist der Fuchs uns ein Symbol,
Wovor der Mensch sich wahren soll."

„Die Katze schleicht in finst'rer Nacht,
So auch die Sünde leis und sacht,
Sey wachsam drum und hüte dich,
Sonst ist sie plötzlich über dich.
Der Luchs liegt still auf einem Ast,
Eh' er sich seine Beute faßt.
So lauert auch die Sünde still,
Wenn sie sich jemand greifen will."

Alle christlichen Tugenden werden wie ja auch in der weitverbreiteten Tierfabel und den alten Bestiarien irgendwie zu den Tieren in Beziehung gebracht und die Moral darf nie fehlen. Auf alle Fälle soll man stets des Schöpfers eingedenk sein und seine hohen Zwecke, die sich immer auf den Menschen beziehen, zu verstehen suchen. Diese Art zu moralisieren, insbesondere didaktische Poesie zu verwenden, hat sich naturgemäß besonders im Unterricht lange gehalten, bricht wenn auch heute in geschmackvollerer Weise in den Lesebüchern immer wieder durch und beweist wie unausrottbar der Mensch sich als Mittelpunkt und eigener Schöpfer seiner Welt fühlt. „Der Mensch ist das Maß aller Dinge" sagt schon der Grieche Protagoras und so spiegelt denn jede Weltanschauung zu allen Zeiten das Innere und Geistige des Menschen in seinem Verhältnis und seinen Beziehungen zur Außenwelt wieder.

Gerade in den Jahrhunderten seit Francis Bacon sein „Wissen ist Macht" schrieb und zur induktiven Erforschung der Natur durch das „Novum organon" aufforderte, sehen wir bei den größten Forschern — ich nenne nur „Blaise Pascal, Isaac Newton, Cuvier und auch Darwin, eine große Scheu, die Ergebnisse der Forschung in Konflikt zu bringen mit den hergebrachten Ideen der Theologie. Nicht gar so selten führte der Zwiespalt des Glaubens und Wissens zur unfruchtbaren Mystik. Pascal war doch einer der genialsten Mathematiker und Physiker — er hat das Barometer zuerst zur Höhenmessung benutzt — und doch glaubte er an Wunder und fand Trost nur im orthodoxen Christentum, im Buchstabenglauben. Newton, der uns das Spektrum und die Schwerkraft als allgemeine Eigenschaften verstehen gelehrt hat, beschäftigte sich mit der Erklärung der Apokalypse und duldete keinen Scherz über theologische Dinge. Leibniz, der die Differentialrechnung als mächtigsten Hebel mathematischen Wissens erfand, war ein ausgezeichneter Theologe und hatte solchen Einfluß auf das Kirchenregiment, daß ihm die fast allgemeine Anerkennung des Gregorianischen Kalenders durch das weltliche Regiment, die ihm sehr am Herzen lag, gelang. In derselben Schrift, seinen Briefen an eine deutsche Prinzessin, die so viele klare physikalische Gedanken enthält, spricht Leonhard Euler auch über das Gebet und die Sünde. Darwin scheute, was seine materialistischen Freunde ihm sehr übel genommen haben, lange vor der Konsequenz seiner Lehre zurück, den Menschen als Abkömmling des Affen zu betrachten und meint an einer Stelle, die Natur habe tiefer und schöner auf ihn gewirkt, als er sie noch mit dem naiven Glauben der Väter betrachtet habe.

Daß die Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit des Weltverlaufs der Weisheit Gottes zugeschrieben wurde, ist selbstverständlich. Hier war eine einfache, weiter nicht ableitbare und zurückführbare Wurzel gegeben. Dem Streben nach Einheitlichkeit und Ökonomie, das nun einmal dem menschlichen Gemüte eigen ist, war damit Genüge getan. Dazu kommt, daß bis ins Mittelalter hinein der Priesterstand es war, der selber forschte oder auch die Ergebnisse der Wissenschaft sammelte, ordnete und in ein System brachte und nichts erscheint natürlicher, als daß alles in majorem dei gloriam verarbeitet wurde, weil dadurch die Herrschaft über die Massen auch in rein weltlichen Dingen immer mehr gefestigt wurde. Mit Erstaunen lesen wir, wie schon in sehr frühen Zeiten die Dampfkraft in den Zeremonien der Kirche Verwendung fand, um scheinbare Wunder zu vollbringen und den Wunderglauben damit zu stärken. Man hat darauf aufmerksam gemacht, daß die von Fermat wieder aufgenommenen Ideen des Diophant von Alexandrien bei Leibniz sofort eine teleologische Färbung erhalten. Das Licht bewegt sich bei Reflexion und Brechung auf dem kürzesten Wege. Da steckt schon der Keim zu dem berühmten Prinzip von der kleinsten Wirkung, das von Friedrichs Günstling Maupertuis aufgestellt, von Euler brauchbar formuliert wurde. Es führte auf die Maximum- und Minimum-Eigenschaften, die wir in der Tropfenbildung, in der Zellen- und Wabengestalt verwirklicht finden. „Da nämlich", sagt Euler, „die Einrichtung der ganzen Welt die vorzüglichste ist und da sie von dem weisesten Schöpfer herstammt, wird nichts in der Welt

angetroffen, woraus nicht irgend eine Maximum- oder Minimum-Eigenschaft hervorleuchtete; deshalb kann kein Zweifel bestehen, daß alle Wirkungen in der Welt aus den Zwecken wie aus den wirkenden Ursachen selbst abgeleitet werden." Ja, selbst die großen Prinzipien des letzten Jahrhunderts, die unser Denken und Wissen so durchaus umgestaltet haben, die Gesetze von der Erhaltung des Stoffes und der Energie haben ihre Wurzel in theologischen Ideen. Ihr Ursprung liegt bei Deskartes, der die Erhaltung der Menge und Quantität der Materie allein mit der Beständigkeit und Würde des Weltschöpfers vereinbar findet.

Daß Theologie und Naturforschung grundverschiedene Dinge seien, ringt sich im Zeitraum dreier Jahrhunderte, von Kopernikus bis zu Laplace allmählich durch. Dieser soll ja auf die Frage Napoleons, wo denn in seinem Natursystem Gott bleibe, das dreiste Wort geantwortet haben: „Einen Gott habe ich nicht nötig." Bis tief ins 18. Jahrhundert hinein haben die Ergebnisse der Physik eine theologische Färbung, die nur zu natürlich ist und der man einen Zug ins Große nachrühmen muß, der uns heute vielfach fehlt. In dem ganzen kostbaren Gebäude der Mechanik, das uns die Arbeit der Mathematiker vor 100 bis 200 Jahren hinterlassen hat, weht der Geist des Animismus, der Allbeseelung, der die Kultur und Religion der alten Völker gestaltet hat. Und als man nachstaunend die enthüllte Harmonie und Stabilität des Weltalls bewunderte, da gestaltete schon die mit Riesenschritten von Lavoisier, Dalton, Scheele und anderen heraufgeführte chemische Wissenschaft einen Mikrokosmus, eine ebenso organisierte Welt der kleinsten Teile. Noch bleibt ein großer Teil zu enthüllen, aber man ahnt doch, wie auch hier Auslese und Anpassung die zweckdienlichsten Verbindungen und Apparate geschaffen haben und die reiche und einheitliche Gesetzlichkeit der anorganischen Welt scheint gebieterisch einen weisen Schöpfer zu fordern, der sie ins Dasein gestellt und mit ihren Kräften ausgestattet hat. Als handgreifliche Zweckmäßigkeiten vom anthropocentrischen Standpunkte aus erwähnen wir den durch Laplace bewiesenen periodischen Ausgleich der gegenseitigen Störungen im Sonnensystem, die Tatsache, daß das Wasser bei + 4° seine größte Dichte hat, wodurch die Beständigkeit des Klimas und die Erhaltung der Lebewelt gewährleistet wird, ferner die große Eigenwärme des Wassers, die für unsern Planeten von der größten Wichtigkeit ist, sowie endlich jene wunderbaren Festigkeitseigenschaften des Eisens, die man als eine Art „Gewöhnung" ansehen kann.

Weit überzeugender und wunderbarer aber erscheint die Zweckmäßigkeit in der organischen Welt. Als Virchow vor etwa 50 Jahren den Satz aussprach, daß das Urelement jedes lebenden Wesens die Zelle sei, da glaubte man sicher, daß nun die fortschreitende und stetig vervollkommnete mikroskopische Forschung das Rätsel des Lebens lösen würde. Man glaubte jetzt all' jener besonderen Lebenskräfte entraten zu können, die in die physikalischen und chemischen Gesetze sich nicht einfügen ließen. Heute sind wir weiter als je von der Lösung der Frage entfernt, nachdem sich die Zelle als ein äußerst komplizierter Organismus, mit wunderbaren Funktionen ausgestattet, erwiesen hat. Dazu kommt eine den mannigfaltigen Zwecken entsprechende unendliche Vielheit von Zellformen und Zellverbindungen zu immer höheren Organeinheiten mit Arbeitsteilung. Man lese nur Kerners Pflanzenleben oder irgend ein biologisches oder medizinisches Werk. Da ist nichts zu spüren von einem kausalen Aufbau von unten her. Man hat Querschnitte und Längsschnitte von wunderbarer Klarheit entworfen und es ist nachgewiesen, daß die Festigkeit der Teile mit einem Aufwandsminimum erreicht wird, als ob ein trefflicher Architekt oder Ingenieur den Entwurf des organischen Baues gemacht habe. Bei jeder noch so einfachen Betrachtung schieben sich, ob man will oder nicht, Zweckvorstellungen ein. Da das Band nach rückwärts nicht zu knüpfen ist, so sucht man wenigstens nach vorn Verbindung und Zusammenhang. Es ist dies eben unsere Art und Besonderheit, die durch keine Vernünfteleien eliminiert werden kann. Die Frage, ob sie objektiv berechtigt sei, ist ganz müssig, da wir doch nur in den subjektiven Formen denken und empfinden können, die vermöge der ewigen und unendlichen Beziehungen, die uns mit den Dingen der Außenwelt verknüpfen, uns nun einmal eigen sind. Es ist ja die Zweckbeziehung eine nach der Zukunft hin notwendige Ergänzung der Ursachenbeziehung. Man mag die Methode teleologischer Naturbetrachtung mit Recht anthropomorph nennen, nur darf das keinen Vorwurf enthalten, sondern lediglich ein Zugeständnis, daß es nicht anders sein kann. Was sind denn Analogien, Gleichnisse und Bilder, mittelst deren wir heute die unendliche und vielgestaltige Wirklichkeit noch meistern, anders, als unsere Art, die geforderte Einheit, Gesetzlichkeit und Notwendigkeit des Geschehens zu begreifen? Alle neue Erkenntnis muß ja zunächst den Transformator begrifflicher Auffassung passieren, um in den Rahmen der bisherigen eingefügt werden zu können. Warum sollte da nicht eine beständige Analogie zu Daten des menschlichen Seelenlebens wirksam sein, das als Vorstellung, Empfindung, Gefühl, Trieb und Wille alle Vorgänge begleitet. Wenn wir Wirkung und Ursache auffassen in aktionalistischer Weise, warum sollen da nicht auch Zweckzusammenhänge vorhanden sein, die bei keiner Willenshandlung fehlen und von denen doch uns wenigstens der Weltlauf durchwirkt erscheint. Eine Evolution im modernen Sinne ist ohne teleologische Motive gar nicht denkbar. Die Naturvorgänge erscheinen als Mittel zur Erreichung bestimmter Ziele in aufsteigender Linie. Dieselbe Entwickelungsreihe unterliegt zwei Arten der Betrachtung: die kausale hebt mehr den Anfang, die teleologische dagegen das Ende der Entwickelung hervor. Beendet und vollendet würden sich beide decken. Selbst ein Materialist wie Huxley gibt zu: „Die teleologische und mechanische Auffassung der Natur schließen sich keineswegs notwendig aus; im Gegenteil, je mehr ein Forscher rein auf dem mechanischen Standpunkte steht, um so gewisser nimmt er eine ursprüngliche Anordnung an, von der alle Erscheinungen des Weltalls die Folgen sind. Reinke macht mit Recht darauf aufmerksam, daß, wenn die Positivisten den Organismus als Maschine auffassen, bei der das Geistige durch das Körperliche mitbedingt ist, mit vollem Recht doch auch nach dem Zweck und Schöpfer dieser Maschine gefragt werde. Das schließt ja nicht aus, daß die kausale Betrachtung alle Vorgänge physikalisch-chemisch zu deuten sucht. Nur soll zugegeben werden, daß die nach Raum und Zeit unendliche Welt in dem Willen eines höheren Wesens ihren bestimmten Ursprung habe und einem Ziele zugeführt werde, einem Ziele, das eben durch den Komplex unzähliger notwendig bestimmter Kausalreihen verwirklicht wird.

Wir wollen zeigen, wie die organische Forschung Zweckbetrachtungen gar nicht entbehren kann und daß selbst die zahlreichen Unzweckmäßigkeiten, die als notwendiges Kompromiß verschiedener Forderungen unvermeidbar sind, das Vertrauen nicht erschüttern konnten zur Berechtigung der immer wieder gestellten Frage: welchem Zwecke dient diese oder jene Einrichtung von Organismen? Nicht immer freilich kann die in der Natur waltende Zweckmäßigkeit mit dem Maße menschlicher Einsicht gemessen werden. Millionen von Lebenskeimen scheinen tagtäglich nutzlos vergeudet zu werden. Untergang und Fehlschlagen des im Keime Beschlossenen und Begonnenen ist Regel, Zufall die natürliche Entwicklung zum fertigen Individuum. Damit Wenige sich entfalten, müssen Zahllose zu grunde gehen. Der Mathematiker König spottet schon vor 50 Jahren mit Recht über diesen menschlichen Maßstab und meint, niemand werde es zweckmäßig nennen, wenn ein Mensch, um einen Hasen zu schießen, Billionen Gewehre auf einer großen Heide nach allen Richtungen abfeuerte oder, wenn er, um in ein verschlossenes Zimmer zu kommen, sich zehntausend beliebige Schlüssel kaufte und alle durchprobierte und so fort. Helmholtz hat einmal geäußert, unser Auge habe vom rein optischen Stand-

punkte aus so viele Fehler, daß er es dem Optiker, der es auf Bestellung liefern würde, zurückgeben würde. Wir dürfen eben den Organen gegenüber keinen einseitigen Zweckstandpunkt einnehmen, sondern müssen uns gegenwärtig halten, daß sie im Zusammenhange mit vielen anderen Organen entstanden sind, die eben wieder anderen Zwecken dienen sollen. Da kann nur ein Kompromiß zu stande kommen, das nicht absolut, sondern nur relativ vollkommen und zweckentsprechend ist. Geradezu kindisch würde es sein, wenn man die schädlichen und verheerenden Wirkungen gewaltiger Naturereignisse, wie Gewitter, Orkane, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, Überschwemmungen als zweckwidrig betrachten wollte oder die furchtbare Bakteriengefahr, die wir erst in den letzten Jahren erkennen und abwehren gelernt haben. Der Zweck ist eben in der Natur nicht in erster Linie die Wohlfahrt des Menschen, erst die Kultur stellt diese als höchstes Ziel auf, und so sehen wir denn in der Tat, daß Wille und Arbeit des Menschen Pflanzen- und Tierwelt da nach seinem Belieben ändert und wandelt, wo er mit Ausdauer und planmäßiger Sorgfalt sich den Forderungen der Natur anpaßt und ihre Eigenart sich zu nutze macht. Die Anpassung der Blumen an den Besuch der Insekten und der Insektenorgane an die Blütenformen oder die eigenartige Beziehung der beiden großen organischen Reiche zu Sauerstoff und Kohlensäure gibt uns den Fingerzeig, wie wir Zweckmäßigkeit in der Natur aufzufassen haben. Die heutige Naturphilosophie ist seit Fechner geneigt, übergeordnete Lebenskomplexe anzunehmen. In diesem Sinne kann man von einem Leben der Erde sprechen, wie selbst Ratzel es tut, kann sie als uns analogen einheitlichen Organismus auffassen, und diesen selber wieder einem höheren Weltorganismus als Zelle einordnen. Dann verliert die immer wissenschaftlich noch ungelöste Frage der Entstehung erster Organismen viel von ihrer Schwierigkeit, da ja der Begriff des Lebens einen ganz anderen Charakter erhält und von Empfindung, Bewegung und Selbstbewußtsein losgelöst wird. Hier fängt freilich die Dichtung und der Glaube an, der in einer unserer Persönlichkeit entsprechenden Weise die Lücken der Wissenschaft vorläufig schließen darf, wenn er sich ihres Vorhandenseins bewußt bleibt. Sind doch selbst Forscher wie Thomson und Helmholtz, die man einer abenteuerlichen Phantasie gewiß nicht wird zeihen wollen, der Hypothese nicht ausgewichen, daß die ersten Keime von Organismen in den Spalten der Meteorite von anderen Weltkörpern auf die Erde übertragen seien, während bekanntlich Fechner sie wie Krystalle aus der Mutterlauge des Anorganischen unter bestimmten günstigen Verhältnissen, die eben nur einmal in entlegenen Zeiten bestanden zu haben brauchen, sich ausscheiden läßt.

Das Problem des Lenauschen Faust.

II.

Jetzt scheint sich Faust die letzte Rettung zu nahen: er faßt eine reine Liebe zu der Königstochter Maria.

„O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An dir, in ewig unerschöpften Weisen;
Das ist dein Schönstes: daß in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.
Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in deine Zauberfülle blickt;
Doch sieht er auch dein Ewiges und schrickt
An dir, du Himmelsabgrund! scheu zusammen."

Maria ist aber die Braut eines Herzogs. Mephistopheles warnt den Herzog. Dieser eilt herbei und stürzt in das Gemach, als gerade Faust vor der Maria auf den Knieen liegt und um ihre Liebe fleht. Die beleidigenden Äußerungen des Herzogs reizen Faust dergestalt, daß er ihn niedersticht. Wie Faust starr auf die Leiche blickt, steht plötzlich Mephistopheles hinter ihm und raunt ihm zu, was Wahrheit ist, nämlich:

„Daß, wer ein Bündnis mit der Hölle schlingt,
Dem Menschen Fluch mit seiner Liebe bringt."

Faust muß nun fort, doch will er wenigstens das Bildnis der Maria mit sich nehmen. Es spricht, so sagt er,

„Noch meines guten Geistes Sterbehauch:
Bewahre dir dies Himmelsangesicht!"

Der Teufel entreißt ihm aber das Bild und wirft es ins Meer.

Faust irrt nun in der Abenddämmerung umher,

„Von der Natur geächtet und allein
Mit seines Mordes bittrem Angedenken."

Im Murmeln des Baches hört er „seine Unschuld, die von ferne weint". Die Bäume scheinen ihm ihre Häupter zu schütteln.

„Ich hör' es leise, ferne klagen,
Und möchte weinen wie ein Kind.
Wär' ich ein Lamm aus jener Schar!
Die Wolke dort, so licht und klar!
Wär' ich ein Baum, ein Halm, ein Stein!
Doch wie sie alle rein! doch rein!"

Vergeblich sucht Mephistopheles sophistische Entschuldigungen für den Mord hervor, um Fausts Reue zu beschwichtigen. Als seine Worte nichts fruchten, versucht er's als letztes Mittel mit einem Krug Weines, daraus Vergessenheit zu trinken, und meint dazu:

„Es lief der Mensch in grauen Tagen,
Wie uns berichten manche Sagen,
Zu Mahom, Christ und Zoroaster,
Zu holen sich ein Wundenpflaster
Für seine alte Erdennot,
Den Zweifel und den bittern Tod.
Mehr als Prophet und Messiade
Half ihm des milden Zufalls Gnade,
Der seine Angst gelehrt, zu pressen
Aus Trauben sich ein süß Vergessen."

Dieses Mittel schlägt denn auch an, und Faust, wiederholt trinkend, wird immer übermütiger und verschließt trotzig sein Herz der Reue.

Auch in der folgenden Scene, wo Faust Abschied vom Grabe seiner Mutter nimmt, läßt es der Dämon nicht zu, daß er die Mutter mit einer frommen Träne ehre und ihr „die Reue als Grabesrose streue"; vielmehr zieht Mephistopheles ihn fort in den Wald hinein und verwickelt ihn in ein philosophisches Gespräch. Das Resultat dieses philosophischen Waldgespräches ist, daß Faust, nachdem er sich von Christus und von der Natur getrennt hat, beschließt, sich trotzend in sich selbst einzuschließen:

„Behaupten will ich fest mein starres Ich,
Mir selbst genug und unerschütterlich,
Niemandem hörig mehr und untertan,
Verfolg' ich in mich einwärts meine Bahn."

Worauf Mephistopheles ironisch hinzusetzt:

„Ich aber diene dir als Grubenlicht."

Faust fährt nun mit Mephistopheles auf das einsame, wilde Meer hinaus. Den Rest von weichem Gefühl und von Erdenlust hofft er in den Abgrund zu versenken. Biographisch merkwürdig ist eine Stelle, in der Lenau die Ahnung seines späteren Wahnsinns ausspricht. Bekanntlich wurde Lenau einige Jahre nach Beendigung seiner Faustdichtung wahnsinnig. Mephistopheles schildert nämlich dem Faust den Wahnsinn als eine Gedächtniskrankheit und meint, das sei ein dunkles Band vom Kleide der Wahrheit. Faust antwortet:

„Ich nehm's, noch bin ich meinem Bunde treu;
Denk' ich auch manchmal mit geheimer Scheu
Der Wahrheit und mit sehnsuchtsvollem Zagen,
Für die nur freudig einst mein Herz geschlagen. —
Du gabst von ihrem Kleid ein dunkles Band,
Wird sie im Trauerflore mir erscheinen?
Kommt sie, wohlan, ich biet' ihr meine Hand,
Und soll sie ewig mir am Halse weinen."

Es geht nun mehr und mehr bergab mit Faust. Immer trotziger verschließt er sich in sein eigenes Ich:

„Ein mächtig Wort: „Verachtung des Erschaffnen!"
Ich hab's erfaßt, daß es von Schuld mich heile;
Denn fernher schnellt Erinn'rung ihre Pfeile,
Und nur der Stolz kann gegen Reue waffnen."

Doch hat er Träume. Nachts ist er nicht Herr im eigenen Haus.

Es erhebt sich auf dem Meere ein Sturm und das Schiff scheitert. Die Mannschaft rettet sich und findet sich in einer Schenke am Meeresstrand zusammen. Hier lernt Faust den Görg kennen. Der starke Görg ist eine Kontrastfigur zu Faust. Er entbehrt kalt, wonach Faust sich sehnt. Faust fragt ihn, ob er auch an Gott glaube. Er antwortet:

„Ich glaube — Kameradenwort,
Bei gutem Wind wohl an den Port,
Ich glaube, daß ein Schiff versinkt,
Wenn es zuviel Gewässer trinkt;
(Er trinkt.)
Wie selber ich zu Boden sänke,
Wenn ich zuviel vom Weine tränke;
(Er küßt seine Dirne.)
Ich glaub' an diesen süßen Kuß,
Ich glaube, daß ich sterben muß."

Faust beneidet den starken Görg, aber dieser bringt ihm keinen Trost.

„Nach dem, was er so kalt entbehrt,
Hat er mein Sehnen nur vermehrt."

Er eilt nun in die Nacht hinaus auf den einsamen Klippenstrand. Der Sturm heult. Faust setzt sich auf einen Felsen. Er greift nun tiefst in die Wunde seines Herzens und wird gewahr, daß er ohne Lieb' und Heimat, abgeschnitten von allen Friedensmächten, allein steht. Die tobende Welle, der heulende Sturm

„Mehr Heimat haben sie und Ruh,
Mein einsam Herz, als du!"

Er hat sich Gottes und der Natur entschlagen:

„O Wahn! ich kann es nicht ertragen
Mein Ich, das hohle, finstre, karge,
Umschauert mich gleich einem Sarge."

In der Grabesfinsternis erwacht, hat er sich selber anzunagen begonnen und sehnt sich heraus:

„Mit doppelt heißer Leidenschaft
Streck ich die Arme wieder aus
Nach Gott und Welt aus meinem Totenhaus."

Doch mit einem Male ist ihm alles ein bloßer Schein, ein Traum. Daß er forschte und sich dem Teufel verschrieb, ist ein wirrer Traum. Der Teufel ist ein Traum, und er selbst ist ein Traum, entflatternd seiner Haft:

„Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz,
Und träume mir das Messer in das Herz!"

Mit diesen Worten ersticht er sich.

Mephistopheles steht auf und spricht das Schlußwort:

„Nicht Du und Ich und unsere Verkettung,
Nur deine Flucht ist Traum und deine Rettung!
— — — — — — — — — —
Du töricht Kind, das sich gerettet glaubt,
Weil's nun mit einmal sein geängstet Haupt
Dem Alten meint zu stecken in den Schoß,
Und ihm den Knäul zu schieben in die Brust,
Den's frech geschürzt, zu lösen nicht gewußt.
— — — — — — — — — —
Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen!"

In Lenaus Faust erscheint nicht das freie, hohe Geistesleben, welches die Blütezeit unserer Literatur charakterisiert. Goethe behandelt den Teufel humoristisch, weil er ihm nicht gefährlich war. Lenau fühlte feindselige und gefährliche Triebe in sich. Sein Teufel ist etwas höchst Reales. Der Dichter wurde sozusagen selbst vom Teufel geholt. Es ist ganz konsequent und psychologisch richtig gezeichnet, wenn Lenau seinen Faust vom Teufel geholt werden läßt.

Ulrich Buurman.

Japanisches Kinderleben.

Von Otto Schmiedel, Eisenach.

Im wunderschönen Monat Mai kamen vor Jahren zwei deutsche Herren mit dem Dampfer des Norddeutschen Lloyd im Hafen von Yokohama an. Sie waren im höchsten Grade erstaunt, als sie die Stadt festlich beflaggt fanden. Aber nicht mit den japanischen Landesfarben, sondern über den meisten Häusern blähten sich an langen Bambusstangen befestigt kleinere und größere bis zu drei oder vier Meter lange Fische aus Papier lustig im Winde. Aha, dachten unsere beiden Ankömmlinge, das ist geschickt! Lauter Fischhändler, die die verschiedenen Arten ihrer Fische in Papier nachgebildet als Firmen in der Luft flattern lassen. Als sie dann durch die Stadt fuhren, bemerkten sie zu ihrem Erstaunen, daß es nur Karpfen waren. Als sie bei einem alteingesessenen Gastfreund in der Hafenstadt vorfuhren und mit der Naivität von Neulingen gleich mit ihren Bemerkungen und Fragen herausplatzten, lächelte dieser und fragte sie: „Nun, meine Herren, halten sie mich auch für einen Karpfenhändler?" Denn auch von seinem Dache flatterten zwei Papierfische von respektabler Länge. Darauf öffnete er die Tür zum Kinderzimmer und rief seine beiden kleinen Jungen herein und erklärte mit väterlichem Stolz: „Diesen beiden Erdenbürgern zu Ehren habe ich nach gut japanischer Sitte meine beiden Papierkarpfen aufgehißt. Wir haben jetzt das japanische Knabenfest, und kein Haus, in welchem es einen oder mehrere Stammhalter gibt, versäumt, mit seinen Karpfen zu flaggen." Das war die erste Belehrung über Land und Leute, die unsere beiden Ankömmlinge in Japan erfuhren. Der Anblick einer japanischen Stadt in diesem eigentümlichen Flaggenschmuck ist höchst lustig, zumal der des kolossal ausgedehnten Tokyo. Ich bewohnte eins der höchstgelegenen Häuser der Hauptstadt ganz in der Nähe der großen russischen Kathedrale. Auf dem Dach befand sich ein durch eine Treppe zu erreichendes Holzgestell, das „hinomi" oder der „Feuerausguck", von dem aus ein großer Teil der Millionenstadt zu überblicken war. Auch ich ließ dort nach einigen Jahren zu Ehren meiner beiden in Tokyo geborenen Jungen zwei stolze Karpfen flattern. Der Karpfen wird als Symbol der männlichen Jugend gewählt, weil er in der japanischen Poesie und Malerei als Sinnbild der Kraft gilt. „Denn", so erzählen die Japaner, „er macht jedes Jahr große Reisen flußaufwärts und überwindet sogar die steilsten Wasserfälle, um in den hochgelegenen Seen seiner jungen Brut die Wiege zu bereiten." Meine Leser können hieraus erkennen, wie stolz jedes japanische Haus auf seine Stammhalter ist. Gibt es in der Familie keine Knaben, so muß einer adoptiert werden; denn den Stamm muß man erhalten und der Stammhalter muß den Ahnen ihre Opfer bringen.

Mit weniger lauter Fröhlichkeit wird das Fest der Mädchen im März begangen. Der Knabe gehört einmal hinaus in die Öffentlichkeit, das Mädchen ist fürs Haus bestimmt. Darum wird auch das Mädchenfest in den engen Räumen der Häuslichkeit gefeiert. Dann tut sich der Familienschatz auf und gibt alle seine Puppen heraus, die vielleicht seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht weitervererbt worden sind. In ihren kostbaren Gewändern sitzen sie alle in Parade da und geben dem Kenner Anlaß zu interessanten Kostümstudien. Das Haustöchterchen zeigt mit Stolz ihre Puppenschätze den Freundinnen, die zum Besuch eingetroffen sind und mit Kuchen und süßem Sake bewirtet werden.

Japan gilt als Kinderparadies und ist es auch. Mit wenigen Ausnahmen werden die Kleinen von Eltern und Erwachsenen außerordentlich freundlich behandelt und können ihre Kindheit genießen. Im ganzen werden natürlich die Knaben bevorzugt und dem „wakadanna", dem jungen Herrn, haben alsbald seine Schwestern, öfters auch, wenn sie älter sind, zu gehorchen. Aber die Mädchen werden deshalb nicht vernachlässigt. Und an eine solche Behandlung wie in China ist nicht entfernt zu denken.

Die japanischen Kinder besitzen, wenn sie noch klein sind, eine reichliche Dosis von Ungezogenheit. Es wird ihnen alles gestattet. An meine erste Reise ins Innere Japans denke ich noch manchmal heute mit gemischten Gefühlen zurück. Ich fuhr, um das Volksleben aus erster Hand kennen zu lernen, mit meinen japanischen Freunden dritter Klasse — vierte gibt es nicht — und wurde denn auch gleich richtig eingeweiht. In dem dicht vollgepfropften Abteil saßen mir gegenüber zwei sake-berauschte Soldaten, die in den unglaublichsten Tönen gröhlten. Ich hatte den Platz am Fenster. Neben mir hatte eine junge Mutter ihren

etwa zweijährigen hoffnungsvollen Sprößling auf dem Schoß. Dem wurde die Fahrt bald langweilig, die Mutter tat das Mögliche, ihn zu unterhalten. Bald wollte er den weichen, klebrigen Kuchen essen, von dem ihm alle Finger klebten, bald von seiner Mutter trinken, bald hinunter auf den Fußboden, bald einem benachbarten Herrn auf dem Knie reiten. Selbstverständlich erregte das Seitengewehr des gegenüber sitzenden Soldaten seine Neugier und mußte herausgezogen werden. Der kräftigste Anziehungspunkt aber war das Fenster. Der Weg dahin führte über meine Wenigkeit. Die Mutter hatte den „fremden Herrn" erst noch mit ihrem „Liebling" verschont. Aber sein Wille war stärker als der ihre. Ich mußte als Opferlamm eine sanfte Miene aufsetzen und dem jungen Herrn als Operationsbasis für seine Beaugenscheinigung der Gegend dienen. Seine klebrigen Finger wischte er mit großer Ungeniertheit an meinen Rockärmeln und Hosen ab. Ernstere Katastrophen blieben mir glücklicherweise erspart. So nachsichtig und unverständig sind die meisten Mütter mit ihren Kindern, und man müßte eigentlich fürchten, daß sich diese mit der Zeit zu den schauderhaftesten Rowdies ausbildeten. Aber — o Wunder — das geschieht nicht. Wenn die Kinder fünf, sechs, sieben Jahre alt werden, sind sie — ohne Rute und ernstlichere Scheltworte — die artigsten Männlein und Fräulein, die man sich denken kann.

Dann müssen sie auch in die Schule. Mit der Disziplin hat der Lehrer wenig zu kämpfen, die ist schon da. Früher brauchten die Mädchen nur ein wenig Lesen und Schreiben und Ordnen von Blumen zu lernen, jetzt wird schon mehr von ihnen verlangt. Die Knaben müssen tiefer in die Schriftkunde eindringen, und das ist keine Kleinigkeit. Sie haben nicht nur 24 Buchstaben in verschiedenen Schriftgattungen zu lernen wie unsere Kinder, sondern erst die einfache Silbenschrift des Katakana, dann die schwierigere und verwickeltere des Hirakana, schließlich die komplizierten chinesischen Schriftzeichen, welche immer noch die japanische Schriftsprache beherrschen und so schwer zu erlernen sind, daß die meisten Fremden ganz darauf verzichten. Man schreibt in Japan nicht mit der Schiefertafel, mit Bleistift oder Feder, sondern man malt mit dem Pinsel. Ich habe manchmal in japanischen Schulen hospitiert und zugesehen, wie der Lehrer mit breiten Pinselstrichen etwa 20 Zentimeter große chinesische Zeichen vormalte, und die Knaben sie eifrig nachpinselten. Ich hatte mich absichtlich hinter die Schüler gesetzt und konnte so ihr Treiben besser beobachten. Da kam es auch vor, daß ein hoffnungsvoller Zögling mit der schwarzen Tusche seines Pinsels einen großen Käfer anmalte, der auf den Rücken gefallen war und vergebliche Anstrengungen machte, sich wieder aufzurichten. Ein anderer hatte einen weißen Faden um das Bein einer Krabbe gebunden und ließ sie zum Ergötzen seiner Nachbarn quer über die Bank spazieren. Der Lehrer sah den Unfug, fuhr aber nicht mit einem heiligen Donnerwetter dazwischen. Der Schulbesuch der Kinder ist nicht so regelmäßig wie bei uns. Manche können auch das niedrige Schulgeld nicht erschwingen. Sie müssen dann Freischulen besuchen.

Eine solche hat auch die deutsche Mission in Tokyo errichtet. Sie wird fleißig besucht von armen Knaben und Mädchen, die ihre Arbeit eifrig tun und mit großer Liebe an ihren Lehrern und Lehrerinnen hängen. Früh um acht treten sie an, dann beginnt der Unterricht auf dem mit Matten bedeckten Fußboden. Es wird gelesen, geschrieben und mit dem genial erfundenen Rechenbrett, dem Soroban, gerechnet, der in keinem japanischen Geschäft und Bureau fehlt. Die Kinder lernen es bald mit großer Geschicklichkeit handhaben, bleiben aber dafür „Kopfrechnen schwach". In der Mittagspause öffnen sie alle ihre sorgfältig zu Hause verpackten o-bento, Kästchen mit Reis, Fisch und Meerrettich, deren Inhalt sie mit größtem Genuß aufzehren, wozu die Mission ihnen etwas heißen Tee spendiert. Am Sonnabend ist allgemeines Waschfest der Jugend. Eins nach dem anderen wird abgeseift und dann ein paar Minuten in das Bad von 34 Réaumur gesteckt. So wird den Kindern jede Woche eine Wohltat zu teil, die sie sich sonst wegen ihrer Armut nicht oft verschaffen können.

In der Freizeit spielen die Kleinen mit ausgelassener Fröhlichkeit. Die Mädchen werfen sich graziös mit ihren Schlägern die leichten Federbälle zu, die Knaben spielen natürlich Krieg. Der kriegerische Sinn sitzt den Söhnen des Adels seit Jahrhunderten im Blut und hat sich in den letzten Jahrzehnten auf das ganze Volk übertragen. Er wird in den sämtlichen Schulen des Landes mit besonderem Eifer gepflegt und macht die japanischen Knaben zu Männern, die mit solcher Bravour ins Feuer gehen, wie sie Europa jetzt an den japanischen Offizieren und Soldaten bewundert.

Vom Büchertisch.

Hans von Schubert, D. Dr., Professor der Theologie und Konsistorialrat in Kiel, Grundzüge der Kirchengeschichte. Ein Ueberblick. Tübingen und Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1904. VIII und 304 S. 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Professor von Schubert hat den im vorliegenden Buche dargebotenen Stoff mehrfach in Vorträgen behandelt, in seinem ganzen Umfang in einem zweistündigen Kolleg für Theologen, etwas kürzer in einem einstündigen Publikum für Angehörige aller Fakultäten und im dritten Kieler Hochschulferienkurs von 1901. „Das Interesse am Gegenstande und die Bitte um Herausgabe war so lebhaft", berichtet er im Vorwort, „daß ich glauben darf, mit dem Druck werde auch weiteren Lehrer- und Leser-Kreisen gedient sein." Sicherlich! „Die Aufweisung der roten Fäden im allzu bunten Gewebe der Geschichte" ist dem Verfasser vorzüglich gelungen. Er besitzt einen zugleich weiten, scharfen und tiefen Blick, verbindet persönliche Wärme mit Sachlichkeit und Gerechtigkeitssinn und schreibt wirklich, wie ein wissenschaftlicher Redner sprechen soll, geistvoll, prägnant, nichts weniger als einen „papierenen Stil". Er schneidet die Kirchengeschichte nicht gewaltsam und kurzsichtig aus der Gesamtgeschichte heraus, sondern weist auf ihre Verflechtung mit der politischen und der allgemeinen Kulturgeschichte deutlich hin. Er widmet allerdings der Zeit vor der Reformation einen viel größeren Raum als der Zeit nach ihr, aber mancher Vor- und Durchblick dringt doch auch aus jener bis in unsere Gegenwart. Er verfügt über eine große Meisterschaft des Formulierens, des Charakterisierens und Parallelisierens. Über kleine Einzeldifferenzen hier zu streiten, habe ich diesem prächtigen Buch gegenüber, das als Ganzes, als ein großer Wurf, gewertet sein will, keine Lust. Bloß den Protestantenverein möchte ich gegen den Vorwurf der „Verkürzung des Christentums um seinen höchsten, den Erlösungsgedanken", und die „badische Landeskirche gegen den des „radikalen Liberalismus Schenkels" in Schutz nehmen. Mindestens sind diese Ausdrücke mehrdeutig und erregen deshalb einen falschen ungünstigen Schein. Nur beiläufig mache ich auf den Druckfehler S. 273 (1810 statt 1813) aufmerksam. Um wenigstens einige Beispiele lichtvoller und unparteiischer Charakteristik anzuführen, weise ich auf die Würdigung des Calvinismus S. 228 ff., des Independismus S. 238 ff., des Rationalismus S. 257 und 265 hin. Erfreulich ist auch des Verfassers Beurteilung des Apostolikums (S. 76) und seine entschiedene Zurückweisung „der immer wiederholten Forderung der kirchlichen Beteiligung an der Besetzung der theologischen Professuren, deren Erfüllung doch das Ende der protestantischen Theologie als einer Wissenschaft neben anderen bedeuten würde" (S. 295). Doch wozu vieler empfehlender Beispiele? Tolle, lege!

P. Mehlhorn.

Über Religion und ihre Wirkungen. Worte von L. Klapp, Pastor an Katharinen in Hamburg, gesammelt von L. Martens. Hamburg, 1904. Grefe und Tiedemann. 190 Seiten.

An die trefflichen vorhandenen Erbauungsbücher des liberalen Protestantismus, wie sie in den Reden von Bitzius, H. Lang, in den kürzlich besprochenen Predigten des verewigten C. Lühr in Gotha vorliegen, schließt sich oben genanntes Büchlein eines Hörers des früheren Wanderredners des Protestantenvereins, jetzigen Pastors von Katharinen in Hamburg, L. Klapp, an. Gefesselt durch die tiefe Innerlichkeit, den Freimut und den lebendigen Glauben der Predigtweise unseres Freundes, hat der Verfasser ursprünglich zu eigenstem persönlichen Gebrauch aus Vorträgen, Schriften und Predigten dieselben aufgezeichnet und für solche Stunden gesammelt, da man nach einem Trost sucht. Es ist so ein wahres „Schutz- und Trutzbüchlein des freien Protestantismus" in den mancherlei Wirrnissen des Lebens entstanden, welches den wankenden Glaubensmut zu befestigen geeignet ist. Einen besonderen Reiz gewährt auch die persönliche Fassung des Ganzen, und ein Bild des bewährten Verkündigers des freien Glaubens erinnert an vergangene Weihestunden im gottesdienstlichen Leben. Gegenüber materialistischen Verneinungen hält das Büchlein im wesentlichen an den Grundlagen der theologischen Lehren fest, welche für ein wahrhaft frommes und freies christliches Gemeindeleben notwendig erscheinen: der Glaube an den persönlichen Gott, die individuelle Unsterblichkeit, die Urbildlichkeit und Vorbildlichkeit Jesu Christi werden in glänzenden, phantasievollen Sprüchen dargelegt. Wir wünschen dem geschmackvoll ausgestatteten Büchlein den besten Erfolg, und in keiner Hausbibliothek sollte dies wirkungsvolle Bekenntnis eines freigesinnten Evangeliums fehlen.

O. F.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 22.

Bremen
Berlin.

28. Mai 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: § 166. — Das liberale Laienprogramm. Aus Baden. — Aus dem „dunkelsten" Deutschland. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

§ 166.

„Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Äußerungen Gott lästert, ein Ärgernis gibt, oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgemeinschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem anderen zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft." Reichsstrafgesetzbuch § 166.

§ 166 hat wiederholt uns Protestanten Anlaß zu den begründetsten Klagen gegeben. Professor Pfleiderer hat ihn in einer der ersten Nummern der Zeitschrift „Deutschland" bekämpft, der Evangelische Bund hat in Kottbus sich gegen ihn erklärt, die Liberalen werden auf den Berliner Kreissynoden seine Abschaffung fordern, jeder Unbefangene muß an ihm schweren Anstoß nehmen. Zwar ist zu verstehen, wenn auch ein dogmatisch freisinniger Mann den Gottesnamen gesetzlich geschützt wissen will. Wird ja nicht Gotteslеugnung als solche, wo sie rein überzeugungsmäßig auftritt, sondern beschimpfende Gotteslästerung, die rüde Aussprache verrohter Gesinnung also, unter Strafe gestellt. Haeckel darf Gott in seinen Schriften ruhig ein „gasförmiges Wirbeltier" nennen, das gilt noch als Ausdruck wissenschaftlicher Überzeugung, der sich im übrigen bei einem so gebildeten Manne durch seine entartete Geschmacklosigkeit richtet. Immerhin läßt sich fragen, ob selbst Gotteslästerung im Sinne des Strafgesetzbuches nicht bei weitem erträglicher sei, als der unbedingte Stumpfsinn, der selbst für eine Lästerung zu fade ist. Gewiß ist, daß Gott menschlichen Schutzes nicht bedarf, daß es die größte Gotteslästerung ist, das auch nur zu denken. Bekannt ist die Geschichte vom alten Fritz. Dem wurde ein Mann vorgeführt, der in einer bösen Stunde Gott, den König und den Bürgermeister seines Ortes, alle drei zugleich gelästert hatte. Da sagte der König: „Das höchste Wesen kann nicht beleidigt werden. Daß er auf mich geschimpft hat, das will ich ihm vergeben. Aber daß er den Bürgermeister Müller in X. beschimpft hat, das muß exemplarisch bestraft werden!" Natürlich, der Ortsschulze muß geschützt werden, Gott hat das nicht nötig, und selbst menschliche Könige sollten die Gerichte beauftragen, Majestätsbeleidigungen nicht zu tragisch zu nehmen.

Jedenfalls aber — mag man über den Schutz einer äußeren Heiligung des Gottesnamens denken wie man will — unterliegt der folgende Absatz: „wer öffentlich eine der christl. Kirchen oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft" den schwersten Bedenken. Schon die Gleichsetzung der Beschimpfung eines Gebrauches mit der Gotteslästerung ist minderwertig. Was sind ferner Einrichtungen und Gebräuche? Gehören auch alle notorischen Mißbräuche dazu? Der Staat will die Religiosität schützen, sofern sie Grundlage der öffentlichen Moral ist. Muß er da auch den Aberglauben schützen mit seinem Gefolge von unmoralischer Verblödung und Verhetzung? Falls der Aberglaube nur legitimiert ist, leider ja. Noch mehr, gerade der Aberglaube wird den Schutz des Gesetzes bei weitem häufiger suchen und erhalten, als ein wirklich geistiger Glaube. Je massiver eine Kirche ist, je mehr sie sozusagen nur aus Einrichtungen und Gebräuchen besteht, um so geschützter und unangreifbarer ist sie. Wehe dem Protestanten, der in unvorsichtiger Weise ein Kritiker des Katholizismus wird! Ehe er sichs versieht, hat er sich in den Fußangeln der Einrichtungen und Gebräuche verfangen; er hat vielleicht zunächst nur eine Lehre im Auge, die er treffen will, aber an der hängt eben die Einrichtung, und nicht lange dauerts, da hängt an der Einrichtung, wie an einem Galgen, der Kritiker. Während umgekehrt der Ultramontane unsere Kirche herabsetzen kann fast ohne Gefahr. Er kann Luther lästern, denn der ist keine „Einrichtung", auch kein „Heiliger" unserer Kirche. Er kann ihn einen Schuft nennen, um einen der mildesten Ausdrücke aus der Kaplanspresse zu wählen, und das Lutherjubiläum einen „Lutherkankan": das hat bis jetzt noch kein Strafrichter bestraft! Vielleicht wäre es allerdings möglich gewesen. In einer der Gerichtsverhandlungen während der Thümmelschen Prozesse wurde mit Recht von einem der protestantischen Anwälte behauptet, die Reformation sei zwar keine Einrichtung, wohl aber die Voraussetzung der evangelischen Kirche, ihre Beschimpfung sei also viel strafbarer, als die Beschimpfung eines einzelnen Brauches. Aber das führt auf die schwierigste Frage: Wann liegt überhaupt eine Beschimpfung vor? Freie Meinungsäußerung soll erlaubt sein. Wer zieht nun die Grenze zwischen berechtigter Kritik und unberechtigter Beschimpfung? Offenbar wird gerade in diesen Dingen das richterliche Urteil ganz unwillkürlich konfessionell beeinflußt sein. Nicht ein allgemein menschliches Rechtsbewußtsein, sondern konfessionelle Befangenheit wird hier den Ausschlag geben. Wir Protestanten meinen z. B. nur die einfache Wahrheit zu sprechen, wenn wir die Messe mit den Bekenntnisschriften eine „vermaledeite Abgötterei" nennen; werden wir, wie Thümmel, auf so etwas verklagt, dann fragt der Staatsanwalt nicht: Ist das auch wahr, was der Angeklagte gesagt hat? sondern schützt einfach die Einrichtung der Messe als formal zu Recht bestehend, und wenn er zum katholischen Juristenverein gehört, dann ists erst recht mit einer milden Beurteilung zu Ende. So schneidet der Protestant selbst in dem Fall schlecht ab, wo der Richter nicht Katholik ist, weil dann rein formalistische Erwägungen sich auf die Seite der Einrichtungen und Gebräuche schlagen. Woraus man freilich den Schluß ziehen sollte, daß die ganze Bestimmung verfehlt ist. Wenn ein Richter heute den Cölibat, morgen die Monogamie, übermorgen (in einem Staat, wo der Islam Korporationsrechte hat) die Vielweiberei schützen muß; wenn er im deutschen Staat, dessen Grundlage die Unabhängigkeit von der Kirche ist, dasselbe Papsttum staatsgesetzlich verteidigen muß, das die Souveränetät des Staates hohnlächelnd leugnet; wenn zwei Kirchen, die in allen wesentlichen Fragen Gegensätze sind, unter genau den gleichen, der Art nach gleichen Schutz gestellt werden: so ist das ein Absehen von der inhaltlichen Wahrheit, bei dem einem angst und

bange werden kann, und eine staatliche Sicherstellung des Aberglaubens, die zu einer Ausnahmegesetzgebung gegen jede Kirche wird, die dem Ideal einer Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit nachstrebt. Schließlich wird dadurch der Protestantismus, da Rom jeden an sich erlaubten Angriff auf eine Lehre als eine Beschimpfung von Einrichtungen und Gebräuchen darstellen kann, gegenüber seinem Todfeind, dem Ultramontanismus, einfach in den Winkel verwiesen. Der Staat zuckt bedauernd die Achseln. „Ich würde auch dich gerne schützen, liebe evangelische Kirche. Aber leider bist du noch immer nicht abergläubisch, nicht veräußerlicht genug. Werde katholisch, das wäre überhaupt das Beste, dann hätte das ewige Geschrei ein Ende! Was ist Wahrheit?“

Es wird doch wohl noch weiter gekämpft werden müssen. Aber eben deshalb, damit Licht und Schatten gleich verteilt sei, lasse man nicht nur die Jesuiten frei, sondern auch ihre Gegner. Eine Verrohung der Protestanten, wenn sie frei polemisieren können, braucht man nicht zu befürchten. Eher die Roheit der fanatisierten katholischen Menge. Doch werden wir sie, wie bisher, zu tragen wissen, und im Notfall gibt es einen § 130: „Wer in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Gewalttätigkeiten aufreizt, wird mit Geldstrafe bis zu 600 Mk. oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft.“

§ 166 schließt mit der Bestimmung: „Wer in einer Kirche . . . beschimpfenden Unfug verübt, wird bestraft.“

Falls § 167, dessen Wortlaut mir nicht genau bekannt ist, die Bestrafung beschimpfenden Unfugs in einem gottesdienstlichen Raum nicht sicherstellt, müßte der Schluß des § 166 bestehen bleiben. Denn der öffentliche Kultus muß geschützt werden. Aber vielleicht ließe sich das Nötige mit einer Redaktion des § 167 verbinden. Dem sei wie ihm sei, es ist eine vernünftige Bitte: Schädigt nicht die protestantische Polemik zu gunsten der katholischen! Laßt den Staatsanwalt nicht die Geschäfte der Ultramontanen besorgen! Wir brauchen und wollen den Schutz des § 166 nicht, entzieht ihn auch den andern und laßt die Geister aufeinanderplatzen! Die Wahrheit wird siegen.

Zu der gleichen Sache wird uns aus Missionskreisen geschrieben unter der Überschrift:

§ 166 in der deutschen Südsee.

Auch in unseren Kolonien scheint mit zweierlei Maß gemessen zu werden, wenn es sich um die Konfessionen handelt. In der Januarnummer der in Sidney erscheinenden „Missionary Review“ wird Klage geführt über den Ausgang eines Zwistes zwischen einem römischen Priester und einem Missionar der methodistischen Missionsgesellschaft auf Neupommern. Der Priester beanspruchte die Leiche eines eingeborenen Christen zum Begräbnis, weil er ihn vor seinem Tode auf dem Krankenbett besucht hatte. Der methodistische Pastor machte dagegen geltend, daß der Mann zur evangelischen Gemeinde gehört hatte, und drang auf ein evangelisches Begräbnis. Es kam darüber zu einem heftigen Wortwechsel und später zur Gerichtsverhandlung. Letztere endete mit einer Haftstrafe für den Methodisten. Es wurde ihm speziell zur Last gelegt, daß er gesagt habe, der Katholizismus sei eine falsche Religion. Für die schweren Angriffe, die der römische Priester gegen das evangelische Christentum erhoben hatte, gab es dagegen keine Verurteilung. Die Angelegenheit ist dem Auswärtigen Amt in Berlin unterbreitet worden. Wir sind gespannt darauf, in welcher Weise dasselbe diesmal „den konfessionellen Frieden fördern“ wird. Jedenfalls ist dieses Vorkommnis ein neuer Beweis dafür, daß § 166 stets zum Nutzen der katholischen und zum Schaden der evangelischen Sache ausgebeutet wird. Darum fort mit ihm!

Das liberale Laienprogramm.

Aus Baden.

Die Antwort des Oberkirchenrats auf die Eingabe aus Mannheim (vgl. Beiblatt des „Prot.-Bl.“ Nr. 16), welche „in Übereinstimmung mit Sr. K. H. dem Großherzog, unserem Landesbischof“, festgesetzt worden ist, hat es, wie vorauszusehen war, abgelehnt, die Mannheimer Anträge vor die Generalsynode zu bringen. Sie enthält aber folgende bemerkenswerte Sätze:

„ . . . Es ist unzweifelhaft, daß in der evangelischen Kirche von lange her zwei Strömungen vorhanden sind, die beide ebenso natürlich wie unentbehrlich erscheinen: auf der einen Seite diejenige, welche den von der Reformation überkommenen Besitzstand ungeschmälert zu wahren, auf der anderen eine solche, die ihn stets von neuem zu prüfen und mit der modernen Weltanschauung in Einklang zu bringen sucht. Gerade in unserem Heimatlande war und ist dies in hervorragendem Maße der Fall, und niemand bereitet den Vertretern der zwei Richtungen, solange sie sich keine verfassungswidrigen Ausschreitungen zu schulden kommen lassen, ein Hindernis. Die seitherige Entwicklung der Dinge in Mannheim liefert hierfür einen besonders schlagenden Beweis.

Dieser Zustand entspricht dem schon so oft erörterten Bekenntnisstand unserer Kirche. Ihn zu ändern und zugunsten einer der zwei genannten Richtungen oder vollends einer einzelnen Gemeinde zu ergänzen liegt kein Anlaß vor. Wohl aber sind dergleichen Bestrebungen geeignet, die übelsten Folgen nach sich zu ziehen. Die Verhandlungen über die sogenannte Gleichberechtigung der Richtungen, wie sie auf den Generalsynoden von 1861 und namentlich 1867 gepflogen wurden, leben mit der an sie geknüpften Erregung der Gemüter und mit ihrem ergebnislosen schließlichen Ausgang vielen in noch zu frischer Erinnerung, als daß sie eine Wiederkehr solcher Vorgänge für angezeigt oder ungefährlich zu erachten vermöchten. Wir jedenfalls sind überzeugt, und bedauerliche Wirkungen der durch die Presse geschehenen Veröffentlichung der Mannheimer Eingabe bestärken uns in der Gewißheit, daß ein Drängen nach diesem Ziele zumal in der Gegenwart leicht zu einer förmlichen Spaltung unserer Landeskirche führen könnte. Hierzu die Hand irgendwie zu bieten, würde Unrecht und Verkennung unserer Aufgabe sein. . . . —

. . . — Wie es indes damit stehen und gehen mag, so werden wir unserseits nie dazu mitwirken, daß das bewährte Fundament unserer Landeskirche durch unsichere Versuche erschüttert und so ihre Zugehörigkeit zu der ganzen evangelischen Kirche im Deutschen Reiche wankend gemacht werde. Wir geben uns indessen zugleich der Hoffnung hin, daß es nicht minder dem Mannheimer Kirchengemeinderat und seinen dermaligen Wortführern gefallen möge, zum Segen der Allgemeinheit auf die angeregten Neuerungen Verzicht zu leisten.“

Interessant an dieser Antwort des Oberkirchenrats ist die Auffassung, die er von dem geistigen und gesetzlichen Zustand unserer Kirche hat. Die beiden Richtungen hält er für „ebenso natürlich wie unentbehrlich“. Wenn eine oberste Kirchenbehörde etwas derartiges in einer amtlichen Kundgebung unter Zustimmung des Landesbischofs sagt, so ist das sehr viel gegenüber denen, die den liberalen Teil der Kirche für unberechtigt ansehen. Wenn etwas in der Kirche „natürlich und unentbehrlich“ ist, so ist es auch berechtigt, zunächst sachlich. Aber der Oberkirchenrat fügt auch hinzu, daß dieser Zustand dem tatsächlichen Bekenntnisstand unserer Landeskirche entspricht, das heißt also dem Kirchengesetz. Die Frage, ob die beiden Richtungen gesetzlich gleichberechtigt sind, ist bei uns immer hin und her besprochen worden. Der Oberkirchenrat hat sich bisher im allgemeinen auf die vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen berufen und diese angeführt, ohne sie klipp und klar zu deuten. Jetzt hat er sie aber auch gedeutet und zwar so, daß er das, „was natürlich und unentbehrlich“ ist, zugleich auch gesetzlich festgelegt sieht. Und daß auch diese Auslegung des Gesetzes vom Landesbischof gebilligt ist, ist hocherfreulich.

Die Mannheimer erklären sich denn auch mit der Antwort zufrieden. Sie ziehen auch sofort die nötigen Folgerungen, indem sie von den entgegenstehenden Behauptungen der Orthodoxen erklären, daß sie „nach dieser autoritativen Erklärung des Kirchenregiments“ „für die Zukunft zu unterbleiben haben“.

Daß diese trotzdem nicht unterbleiben, ist für die Orthodoxen „ebenso natürlich wie unentbehrlich“. Denn sie würden sich in einer Kirche nicht wohl fühlen, in der sie nicht „alleinberechtigt“ sind. Recht drollig ist, was der

Vorstand der Evangelischen Konferenz, Professor Lemme in Heidelberg, schreibt. Er findet an der Antwort des Oberkirchenrats die Deutlichkeit dankenswert, mit der die Behörde erklärt, daß sie für den Drang des kirchlichen Liberalismus „nach Alleinherrschaft" nicht zu haben sei. Wie sonderbar malt sich doch in einem solchen Kopf die Welt! Wenn die Liberalen verlangen, daß sie auch berechtigt sein wollen, so wird das sofort als Streben nach Alleinherrschaft aufgefaßt!

Daß bei derartigem kirchenpolitischen Einmaleins die Orthodoxen mit der Antwort des Oberkirchenrats unzufrieden sind, ist selbstverständlich. „Es kann unsere Zustimmung nicht finden, wenn der Schein entsteht, als würde die Mannheimer Eingabe deshalb abgelehnt, weil wir auch rechtlich schon haben, was die Mannheimer im Grunde wollen: Gleichberechtigung der Richtungen." So in Nr. 16 des „Korr.-Bl.". Und in Nr. 17: „Da der Weg zum Recht meistens durch die Praxis geht, so sind tatsächlich die Antragsteller durch die Antwort eher ermutigt als eingeschüchtert, und es dürfte der Kampf nun erst recht beginnen, und zwar zunächst auf der kommenden Generalsynode . . ., weil von uns der Kampf nicht gesucht, sondern uns aufgezwungen ist, werden wir ihn mit aller Furchtlosigkeit und Folgerichtigkeit durchkämpfen." Die Herren wollen also den Oberkirchenrat zur Rede stellen. Merkwürdig, da einer der ihrigen, und dazu noch ihr langjähriger Führer, Mitglied des Oberkirchenrats ist und die Antwort an die Mannheimer ja wohl auch gebilligt hat.

Die „Kreuzzeitung" und der „Reichsbote" singen das Lied der Unzufriedenheit weiter. Die „Kreuzzeitung" hat die Antwort mit einem Dutzend von Frage- und Ausrufungszeichen geschmückt und stellt sich auf den Kopf vor Verwunderung und Entrüstung darüber, daß in dem vom Oberkirchenrat geplanten Rahmen „zwei sich diametral entgegenstehende Weltanschauungen Platz" haben. Ach nein, das will nicht der Oberkirchenrat, sondern das hat Gott gewollt. Aber die „Kreuzzeitung" ist nur nicht verständig genug, das einzusehen, und nicht fromm genug, dem sich zu beugen. Dann meint sie auch, es sei in der Erklärung des Oberkirchenrats der Boden des biblisch-reformatorischen Glaubens verlassen und das Recht verloren, sich noch evangelisch-protestantisch zu nennen. Ach nein, das ist durchaus nicht der Fall. Wir sind bei uns in Baden nur seit mehr als hundert Jahren fortgeschrittener als die „Kreuzzeitung" am heutigen Tage. Und wir begnügen uns nicht damit, mit unklaren Redensarten die Sache zu verschleiern, um die es sich in Wirklichkeit handelt. Die Kirche der Reformation ist doch nichts ein für allemal Abgeschlossenes. Ihr Fundament sind nicht Wörter oder Formeln, sondern Grundsätze. Zu den Grundsätzen der Kirche der Reformation gehört auch die Entwicklungsfähigkeit und das, daß wir jederzeit das Recht haben, neues zu beschließen, wenn der Fortschritt unserer Erkenntnisse und das Bedürfnis der Zeit uns dazu nötigt. Die Kirche hat von diesem Recht leider stets zu wenig Gebrauch gemacht aus Rücksicht auf die Ängstlichen. Darum sind auch so viele abgefallen. Die Mannheimer haben vollkommen ins Schwarze getroffen, wenn sie nur von der inneren Entwicklung der Kirche nach der Seite der Weitherzigkeit hin die Zurückgewinnung der Scharen von Gleichgültigen erhoffen.

Der „Reichsbote" schreibt: „Die bis ins Unwahre beschönigende Charakteristik der theologischen Linken, das Ignorieren der Tatsache, daß die Positiven stets und laut gegen die faktische Gleichberechtigung der Richtungen protestiert haben — das sind alles charakteristische Dinge," nämlich eben an der Antwort des Oberkirchenrats. Es ist ebenso charakteristisch, daß die Orthodoxie die Tatsache ignoriert, daß die Liberalen stets und laut die Gleichberechtigung gefordert haben. Wir Liberalen können ganz genau dieselben Rechte verlangen, weil wir ganz genau dieselben Pflichten haben. An dem Tage, an dem das alle Liberalen eingesehen haben, ist die Alleinherrschaft der Orthodoxie zu Ende und die Gleichberechtigung der Richtungen angebrochen. Das ist auch an dem Tage, an dem „das Wesen des Christentums" nicht in Außendingen mehr gesucht wird, sondern da, wo entgegen der irrenden Meinung der Menschen Gott selbst den Sitz des Glaubens geschaffen hat: im Herzen, im guten Willen. Wenn man den „Reichsboten" hört, sollte man meinen, die Liberalen hätten nie etwas anderes getan, als Kirchen umgestürzt. Aber es ist keine Beschönigung des Liberalismus, wenn das Bedürfnis, den überlieferten Glauben mit der modernen Weltanschauung in Einklang zu bringen, als natürlich und unentbehrlich angesehen wird. Ohne die Mitarbeit des kirchlichen Liberalismus wäre es unserer Kirche wohl schon recht schlecht ergangen, und er fühlt sich so sehr als einen notwendigen Bestandteil der Kirche, daß er gedenkt, ruhig in der Kirche weiter zu wirken als eine Zuflucht derer, die mit dem „alten Glauben" nun einmal nichts anzufangen wissen.

Aus dem „dunkelsten" Deutschland.

Allgemeinere Beachtung — auch über die Mainlinie hinaus — verdient die Generaldebatte, mit der jüngst in der bayerischen Abgeordnetenkammer die Beratung des Kultusetats eingeleitet worden ist. Diese Debatte wirft ein grelles Licht auf die Stellung, die der Klerikalismus — die Redner der Zentrumspartei waren fast ausnahmslos katholische Priester — zu den großen Bildungsfragen und zu den nationalen Bildungsinstituten einnimmt. Sie läßt das Schlimmste befürchten für den Zeitpunkt, wo die einflußreiche Partei, durch die der Klerikalismus politisch vertreten ist, im deutschen Reich auch in den Angelegenheiten unserer geistigen Kultur „ausschlaggebend" sein wird.

Dreierlei Stimmung war es, die in den pathetischen Reden der Zentrumsmänner immer wieder zum Ausdruck kam: zunächst der partikularistische Unmut darüber, daß an den bayerischen Hochschulen zahlreiche Nichtbayern als Dozenten wirken. Sodann der konfessionelle Zorn darüber, daß zur Zeit immer noch der ketzerische Protestantismus das größere Kontingent an Lehrern stellt und zwar sowohl für die Universitäten als für die technische Hochschule. Endlich der ultramontane Haß gegen die moderne Universität als den Sitz eines von kirchlicher Bevormundung und geistlicher Zensur unabhängigen Betriebs der Wissenschaften.

Scheinbar ganz unverständlich ist der Partikularismus. Er hat aber einen konfessionellen Hintergrund. Wenn die Berufung von Nichtbayern aufhört, wird man auswärts Wiedervergeltung üben und auf die Berufung von Hochschullehrern verzichten, die aus Bayern stammen. Von einer derartigen Aussperrung würden aber in erster Linie und am empfindlichsten die protestantischen Dozenten betroffen werden; denn diese haben bei der Fortdauer der gegenwärtigen politischen Konstellation für ihre Zukunft in Bayern selbst nicht viel zu hoffen.

Begreiflicher ist der schäumende Haß gegen die Universitäten. Wie exzessiv sich dieser Haß äußern kann, davon hat der Kultusreferent der bayerischen Abgeordnetenkammer, der Bamberger Domdekan Dr. Schädler schon Ende Januar eine beachtenswerte Probe geliefert. Damals hat dieser Geistliche auf der 21. Generalversammlung des Vereins für Gründung und Erhaltung einer freien katholischen Universität zu Salzburg den ungeheuerlichen Ausspruch getan: Von den Hochschulen gehe die Gefährdung des Glaubens und der Sitte aus, sie seien die Riesenreservoirs, von denen aus in tausend Kanälen vergiftetes Wasser ins Volk dringe.

In der eingangs erwähnten Generaldebatte hierüber zur Rede gestellt, hat Schädler von seiner Beschuldigung nichts wesentliches zurückgenommen, sondern im Verein

mit seinen Fraktionsgenossen gegen die Universitäten und gegen renommierte Universitätslehrer neue Anklagen erhoben. In den Universitäten sehen diese Herren mit Recht Kulturmittelpunkte, an deren Organisation, Arbeitsbetrieb und Erziehungserfolg sich der die Gewissen knechtende und Gehorsam heischende Einfluß der Kirche zunächst noch ohnmächtig bricht. Wenn wir es noch nicht wüßten — der blinde Haß der Ultramontanen könnte es uns lehren, was wir an unseren Universitäten, den Hochsitzen schöpferischer Forschung und freier Persönlichkeitsbildung, haben.

Das Ideal der Klerikalen ist die „freie katholische Universität", an der Lehrer die missio canonica besitzt, an der die Naturwissenschaften nach dem biblischen Schöpfungsbericht, die Politik nach dem Syllabus, die Geschichte in ihrer nach dem Dogma korrigierten Gestalt vorgetragen werden wird. Die bayrischen Zentrumsmänner haben in der Kammer erklärt, daß man dieses geplante Institut nicht innerhalb der weißblauen Grenzpfähle zu errichten beabsichtige. Natürlich: in Bayern hat man ohnedies das Heft in Händen; hier kann man frischweg an die Klerikalisierung des bestehenden Schulwesens gehen. Dagegen irgendwo im protestantischen Norden wird solch ein Mittelpunkt römischer Propaganda außerordentlich nützlich sein. Wir gratulieren schon jetzt der Stadt, die das Glück und die Ehre haben wird, eine solche Pflanzstätte mittelalterlicher Weltanschauung und gesinnungstüchtiger Rückständigkeit in ihren Mauern zu bergen.

An der Zurückweisung der ultramontanen Angriffe auf die moderne Universität hat sich außer den Liberalen, die energischer als der Minister nicht nur für die Freiheit der Forschung, sondern auch für die Freiheit der Lehre eingetreten sind, auch der geistvolle und kenntnisreiche Führer unserer Sozialdemokratie, der Abgeordnete von Vollmar, lebhaft beteiligt. Und doch ist gerade Vollmar daran schuld, daß in Bayern der Klerikalismus von Tag zu Tag an Macht und Einfluß gewinnt. Er kann sich nicht entschließen, mit den Liberalen auch sonst gemeinsame Sache zu machen und mit diesen Bundesgenossen, die ihm innerlich doch so viel näher stünden als seine gegenwärtigen Freunde von der Zentrumspartei, den ultramontanen Bann, der auf dem Lande lastet, ein für allemal zu brechen. Wie im Reiche so fördert auch in Bayern der doktrinäre Radikalismus die krasseste Reaktion.

Vereine und Versammlungen.

(Bremen.) Wir weisen unsere Leser in Bremen und Umgegend noch einmal ausdrücklich auf die öffentliche Versammlung des Evangelischen Bundes hin, welche am Montag, 30. Mai, abends 7½ Uhr, im großen Saale des Gewerbehauses stattfinden wird. Den Kampf mit dem Jesuitismus kann nur ein klares und festes protestantisches Bewußtsein in unserem Volk bestehen. Das will der Evangelische Bund wecken und klären. Wer kann, komme deshalb seiner Einladung zu Montag Abend nach.

(Schweiz.) Schaffhausen. Reformtag des Vereins für freies Christentum, 6. Juni, 3 Uhr: Zentralkomitee im „Rheinischen Hof"; 4 Uhr: Delegiertenversammlung; abends 7 Uhr: Festgottesdienst in der Steigkirche: Pfarrer L. Ragaz aus Basel; 8½ Uhr: Begrüßungsversammlung im „Schützenhaus". 7. Juni, 8 Uhr, im Saal der Mädchenschule: 1. Bericht; 2. Prof. Dr. A. Bolliger-Basel: Die Bedeutung der Erkenntnis für die Religion. 3. Pfarrer E. Ryser-Bern: Der Wert der religiösen Überzeugung in den sozialen Kämpfen der Gegenwart. Nach beiden Vorträgen Diskussion. Anmeldungen an Herrn Reallehrer Bandel in Schaffhausen. — Wenn wir's nur könnten, gleich führen wir hin.

Öffentliche Versammlung
des
Evangelischen Bundes
Montag, den 30. Mai 1904,
abends 7½ Uhr,
im grossen Saale des Gewerbehauses
Tagesordnung:
1. Jahresbericht.
2. Bericht des bremischen Vertreters über die Gesamtvorstandssitzung des Evangelischen Bundes in Coburg.
3. Ansprachen über die bedrohte Lage des Deutschen Protestantismus: Pastor Hartwich u. Missionsinspektor Schreiber.

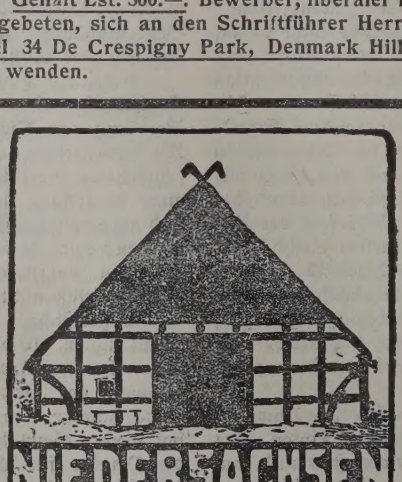
Im Anschluß
Mitglieder-Versammlung:
1. Bericht und Rechnungsablage.
2. Neudruck und Änderung des Statuts.
3. Ergänzung des Vorstandes.

Rheumatismus-
und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.
Marie Grünauer
München, Pilgersheimerstr. 2/II.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

London.

Die Predigerstelle der Freien deutsch-evangelischen Gemeinde in Camberwell, London, ist infolge des Rücktritts des bisherigen Pastors, wegen andauernder Krankheit, frei geworden und soll nunmehr wieder besetzt werden. Gehalt Lst. 300.—. Bewerber, liberaler Richtung, werden gebeten, sich an den Schriftführer Herrn Robert Campbell 34 De Crespigny Park, Denmark Hill, London S. E. zu wenden.



Halbmonatsschrift für niederdeutsche Kultur, Kunst und Leben.
Abonnementspreis 1,50 Mk. viertelj. || Probe-Nummer unentgeltlich.
Verlag: **Carl Schünemann**, Bremen.

Dr. O. Beeck,
Phantasie und Religion.
Bremen, M. Nössler.
81 S. **Mk. 0.80.**
„In besonnener und freimütiger Weise erläutert der Verfasser den Einfluß der Phantasie auf Mythos und Religion." (Alfred Biese in der „Deutschen Literaturzeitung".)

Technikum Altenburg S.-A.
für **Maschinenbau** und **Elektrotechnik.**
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.

S. Roeder's
Bremer Börsenfeder.

Anerkannt beste Schreibfeder.
Ueberall zu haben; jedoch nur echt mit dem Namen: **Roeder.**

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.